

Hildegard Knapp

Geschlecht und Psychodrama – ein blind date?

Mit einem Beitrag von Doris Nowak-Schuh

Quelle: Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie, **Ausgabe** 2/2006, **Seiten** 261 - 273

Erschienen September 2006



Hildegard Knapp

Geb. 1963, Doktorat in Erziehungswissenschaften und Psychologie, Psychotherapeutin (Psychodrama) in freier Praxis, Schwerpunkte in frauen- und geschlechtsspezifischer Therapie, Sexualtherapie und interkultureller Therapie in Wien und St. Pölten

Kontakt: www.psyonline.at/hildegard_knapp

Summary: Gender and Psychodrama – a blind date? With a contribution of Doris Nowak-Schuh
All humans interact in a symbolic system of two genders (*Zweigeschlechtlichkeit*: Hagemann-White 1993). We can develop neither our identity nor our self beyond gender. Every person encounters various partners of interaction in various situations, both as role giver and as role receiver. According to the gender of the partners of interaction different gender-coded expectations concerning not only the mode of interaction but also the partners themselves are set. By making conscious this *doing gender* the gender specific staging of the self becomes visible. Out of the gender specific constriction of roles there can develop more of an autonomous stage direction of the self. This new consciousness can be adjuvant and beneficial for the therapeutic processes of both men and women.

Zusammenfassung: Menschen bewegen sich in einem „symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1993, S. 69). Wir entwickeln keine Identität und kein Selbst außerhalb des Geschlechts. Eine Person begegnet sowohl als role giver wie auch als role receiver in verschiedensten Situationen wechselnden InteraktionspartnerInnen. Je nach deren Geschlecht werden unterschiedliche geschlechtlich codierte Erwartungen an die Art der Interaktion und an die InteraktionspartnerInnen selbst gestellt. Durch Bewusstmachung von *doing gender* werden die geschlechtsspezifischen Selbstinszenierungen sichtbar. Aus geschlechtsspezifischer Rollen-Enge kann ein Mehr an Selbstregie entstehen. Geschlechtssensible Haltung und modifizierte Techniken sind in therapeutischen Prozessen bei Frauen und Männern sehr förderlich und heilsam.

Geschlecht und Psychodrama – ein blind date?

Die Begegnung zwischen Menschen ist im Psychodrama zentral. Moreno gestaltete eine Methode, die die individuumzentrierte Sicht- und Arbeitsweise überwinden sollte, um den Menschen aus einer ganzheitlichen Perspektive zu sehen. In Beziehung zu anderen ereignet sich Ganzwerdung und Heilung. Zur Ganzheitlichkeit von Menschen gehört auch ihr Geschlecht. Doch kommt die Kategorie Geschlecht in keiner mir bekannten Theoriearbeit über Psychodrama vor (vgl. neuerdings Stöber 2006). Es scheint so zu sein, als ob das Geschlecht keine Rolle in der Konstruktion von Wirklichkeit hätte und für die Bedeutung einer Szene irrelevant wäre. Wir stehen uns anscheinend als Neutren gegenüber:

„Ein Gang zu zwei: Auge vor Auge
Mund vor Mund
und bist du bei mir, so will ich dir
die Augen aus den Höhlen reißen
und an Stelle der meinen setzen,
und du wirst die meinen ausbrechen
und an Stelle der deinen setzen,
dann will ich dich mit den deinen
und du wirst mich mit meinen Augen anschauen“
(Moreno nach Leutz 1986, S. 20)

Doch welche Bilder, Phantasien und Erwartungen werden bei einer weiblichen Person aktualisiert, wenn sie einen Mann oder eine Frau anschaut? Welche Bilder, Phantasien und Erwartungen werden bei einer männlichen Person aktualisiert, wenn er eine Frau oder einen Mann anschaut?

Moreno setzt in seinem Satz implizit voraus, dass das Geschlecht in der Interaktion zwischen Menschen keine Rolle spielt. Seit Sigmund Freud wissen wir allerdings, dass sich Menschen zweigeschlechtlich sexuiert entwickeln. Seit den Forschungen zu Transsexualität wissen wir, dass es viele mögliche Geschlechtsidentitäten gibt. Und seit der zweiten Frauenbewegung wissen wir, dass wir in einer hierarchisch angelegten Geschlechterordnung leben.

„Geschlechterordnung‘ meint die gesellschaftlich und historisch bedingte, symbolische Festlegung und Interpretation der anatomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die der Identität des Selbst konkrete Gestalt verleiht, das Raster für eine bestimmte Art, in seinem Körper zu sein, seinen Körper zu leben. Das Selbst wird zum Ich, indem es aus der menschlichen Gemeinschaft eine bestimmte Art der psychischen, sozialen und symbolischen

Erfahrung seiner körperlichen Identität für sich bezieht. Das Verhältnis zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, das in einer Gesellschaft herrscht, ist somit Raster, nach dem diese Gesellschaft konkrete Individuen reproduziert.“ (Benhabib 1995, S. 166)

Wie kann nun „Geschlecht“ in die Theorieentwicklung des Psychodramas eingebaut werden? Ich versuche im Folgenden, Fragen zu entwickeln, Brücken zu finden, beides zusammen zu denken.

Identität – ohne Geschlecht?

Meine Ausgangsthese lautet: Es gibt keine Identität, kein Selbst außerhalb des Geschlechts.

Die dazugehörige Fragestellungen sind: Welche emotionale Beziehung entwickelt sich von Kindheit an bis ins hohe Erwachsenenalter zur eigenen Person und damit verbunden zum eigenen Geschlecht? Wie entwickeln sich Selbstwertgefühl, Gefühle wie Stolz, Scham und Schuld bei Frauen und wie bei Männern? Wie zeigen sie sich, in welchen Szenen werden diese Gefühle geschlechtsspezifisch? Wie autonom und spontan zeigen sich Handlungsfähigkeiten bei Frauen und Männern? Wie nimmt sich in einer Szene eine Frau wahr, wie erlebt sie die Szene, wie organisiert sie ihr Handeln? Und wie nimmt sich in einer Szene ein Mann wahr? Das heißt: Wie sind eine Szene und die darin Handelnden jeweils geschlechtsspezifisch codiert wahrnehmbar?

Nach Schacht (2003) wird die Person in unterschiedlichsten sozialen Kontexten mit divergierenden Rollenerwartungen konfrontiert. Über eine eigene Identität zu verfügen bedeutet, sich als role giver und role receiver in verschiedensten Situationen mit wechselnden Interaktionspartnern als ein und derselbe Mensch darstellen zu können, wobei Konflikte unvermeidlich, ja geradezu notwendig sind, wenn mit der Umwelt „über die Anerkennung eines Identitätsentwurfes“ (Krappmann zitiert in Schacht 2003, S. 37) verhandelt wird. Nach Friedrich Krotz ist Identität das Resultat des fortdauernden Bemühens um die „Herstellung einer individuen-spezifischen Balance zwischen angetragenen Rollenerwartungen und der Notwendigkeit, sich selbst in jeder Situation adäquat kenntlich zu machen, mit eigenen Zielen, Bedürfnissen, Interpretationen und Interessen, und dabei gleichwohl in Beziehung zu bleiben“ (Krotz zitiert nach Schacht 2003, S. 37).

Was bedeutet dies jeweils für Frauen und für Männer? Carol Hagemann-White nennt die Entwicklung der Individuen in Hinblick auf ihr Geschlecht „Selbstbildung in sozialen Praktiken“ (Hagemann-White 1993, S. 68). „Das Geschlecht ist nicht etwas, was wir ‚haben‘, sondern etwas, was wir tun. Begleitend und verwoben mit unserem täglichen Handeln, unserem Umgang mit uns selbst und mit anderen, stellen wir eine Ordnung der Geschlechtszugehörigkeit her“ (ebda., S. 68f.). Im Sinne der Identitätsbildung nach Hagemann-White bewegen und

verständigen wir uns in einem „symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit. Wir wirken bei dessen kulturellen Konstruktion täglich mit“ (ebda., S. 69).

Doing gender – permanente Wiederherstellung von Zweigeschlechtlichkeit

Indem wir die Zweigeschlechtlichkeit immer wieder herstellen, bestätigen wir auch die darin enthaltene Hierarchie. In den Interaktionen zwischen Menschen wird Männlichkeit nach wie vor höher bewertet. Weiblichkeit wird im Allgemeinen minder bewertet. Für die Forschung wäre es wichtig zu untersuchen, wie ein Mensch einem Gegenüber mit einer bestimmten Äußerung „Weiblichkeit“ bzw. „Männlichkeit“ signalisiert, wie „Frauen“ und „Männer“ eine solche Äußerung einsetzen oder quer zur Geschlechterlogik verwenden. Im Leben selbst wird nie vergessen oder sozial irrelevant sein, ob jemand Frau oder Mann ist und ob jemand das normierte Maß an erwartetem Verhalten zeigt. Es ist für die meisten Menschen äußerst beunruhigend, wenn sie nicht erkennen, ob jemand Frau oder Mann ist. Sie werden der Orientierung an ihren Geschlechtervorstellungen beraubt, damit gerät ihr Interaktionsrepertoire durcheinander. Nicht von ungefähr bleiben die meisten Frauen und Männer in Distanz zu einer Frau/einem Mann, die/der nicht eindeutig als solche/r zu erkennen ist oder werden böse auf sie/ihn, wenn sie/er ihnen ihr Geschlecht „vorenthält“. In der Regel entsteht ein starkes Bedürfnis zu wissen, welchem Geschlecht er/sie angehört. Menschen erleiden massive soziale Sanktionen, jemand kann Freundschaften und Liebe, den Arbeitsplatz oder ein politisches Amt verlieren, wenn hier Unklarheit über die Geschlechtszugehörigkeit herrscht. Menschen können zusammengeschlagen oder sexuell gedemütigt werden, wenn sie sich nicht geschlechtskonform verhalten. Ohne jede bewusste Überlegung wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch entweder männlich oder weiblich sein müsse, was im Umgang erkennbar zu sein hat, dass die Geschlechtszugehörigkeit körperlich begründet sein müsse, dass sie angeboren ist und sich nicht ändern könne (vgl. Hagemann-White 1988). „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ sind nach Hagemann-White und Goffmann kulturelle Konstruktionen, die nicht natürlich sind. Das Geschlecht dient nach Goffman (1992) als Grundlage eines zentralen Codes, auf den soziale Interaktionen und soziale Strukturen aufgebaut sind. Er geht davon aus, dass Geschlecht die Basis liefert für eine Kodifizierung, worauf sich sowohl soziale Interaktionen und Machtstrukturen aufbauen als auch die Vorstellungen, welche Individuen sich über ihre Natur machen. Es ist in westlichen Gesellschaften nicht vorstellbar, dass die Ich-Identitätsentwicklung ohne eine eindeutige Zuordnung als „weiblich“ oder „männlich“ auskommt. Es gibt an beide Geschlechter von Außen gerichtete Erwartungen, und es gibt Verinnerlichung und subjektive Aneignungsformen, die Grundvoraussetzungen sind für soziale Interaktion und Identitätsbildung. Dies ist nur dadurch möglich und hält sich so langlebig, weil sie in den geschlechtsspezifischen

Identitätsentwicklungen von Frauen und Männern verankert ist. Psychodramatisch gesprochen sind unsere Erwartungen und Bilder wie eine Frau/ein Mann zu sein hat, sich zu verhalten hat, handeln sollte, von kollektiven soziokulturellen Rollenstereotypen gefärbt. Ein Beispiel dafür ist das Problem vieler Männer und Frauen mit der Akzeptanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen. Dies hat nicht nur mit mangelnder Anerkennung der Frauen zu tun, sondern mit den Fundamenten ihrer eigenen Geschlechtsidentität. Gleich- oder höhergestellte Frauen verändern die gesamte Interaktionsordnung. Sie konstruieren nicht-traditionelle Geschlechtsperformanzen, sie irritieren sie bzw. verändern sie. Wenn also eine Frau in eine Führungsposition geht, dann entspricht sie nicht den soziokulturellen Stereotypen, sie irritiert und handelt quasi quer zur Geschlechtsidentität.

Für die Arbeit als PsychodramaleiterIn könnte daraus u.a. folgende Fragestellung resultieren: Wenn eine Frau mit einem Mann als Co-Leiter eine Psychodrama-Gruppe leitet, lässt die Leiterin den Co-Leiter durch diese Rollenaufteilung weniger „männlich“ erscheinen und sich selbst weniger „weiblich“? Beide sind in dieser Rollenaufteilung der Rituale der Bestätigung der jeweils historisch bedingten Geschlechtsidentität beraubt. Was machen dann manche TeilnehmerInnen, dass sie sich nicht völlig irritiert zurückziehen? Ich vermute: Wenn eine Leiterin in ihrer geschlechtlichen Selbstinszenierung den Erwartungen der TeilnehmerInnen der sozialen Rolle „Frau“ entspricht, wird sie in ihrer Leitungsfunktion akzeptiert. Eine erwartete Rolle an eine Leiterin kann die einer fürsorglichen, empathischen Frau/Mutter sein. Erfüllt sie diese geschlechtsspezifischen Erwartungen nicht, wäre es interessant zu untersuchen, wie TeilnehmerInnen darauf reagieren. Im Sinne der Rollenerweiterung gilt es dann, diese Reaktion mit den TeilnehmerInnen zu reflektieren.

Ich vermute weiters: Wenn ein Co-Leiter in seiner männlichen Selbstinszenierung den Rollenerwartungen der TeilnehmerInnen der sozialen Rolle „Mann“ entspricht, wird er in seiner Co-Leitungsfunktion trotzdem akzeptiert. Eine erwartete Rolle an einen Co-Leiter kann die Rolle eines klar abgegrenzten, präsenten, potenten Mannes/Vaters sein. Erfüllt er diese geschlechtsspezifischen Erwartungen nicht, wäre es interessant zu untersuchen, wie TeilnehmerInnen darauf reagieren. Dies wäre dann im Sinne der Rollenerweiterung mit den TeilnehmerInnen ebenso zu bearbeiten.

Erfahrungen und Untersuchungen zeigen allerdings: Erweitert ein Mann sein Rollenrepertoire dahingehend, dass er auch mitfühlende und fürsorgliche Anteile aktiviert, wird dies meist positiv bewertet. Erweitert eine Frau ihr Rollenrepertoire dahingehend, dass sie sich als sehr klar, präsent, potent und auch konfrontativ zeigt, wird dies in der Regel eher negativ bewertet. In der Psychodrama-Psychotherapie können Handlungsspielräume und geschlechtliche Neuinszenierungen entwickelt werden. Für PsychotherapeutInnen ist es hilfreich zu wissen,

welche Rollenanteile eines Menschen wie geschlechtsspezifisch codiert sind. So kann es gelingen, dass PsychotherapeutInnen einer Rollenerweiterung von Frauen und Männern hilfreich zur Seite stehen.

Die Selbstkategorisierungen der Menschen als normativ weiblich und normativ männlich werden auf der strukturellen Ebene der Lebensbedingungen eingebaut und bedient, sie sind so die Voraussetzungen für rigide geschlechtsspezifische Rollenkonserven. Lebensbedingungen, wie beispielsweise die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes (so genannte Frauen- und Männerberufe), erzeugen kollektive Vorstellungen und Erwartungen an die Geschlechter. Die damit verwobenen Verhaltensweisen werden über unmerkliches Vertrautwerden und spielerisches Einüben jenseits von Erklärungen gelernt. Offen bleibt die weitgehende Erfüllung der an eine Frau/ einen Mann gestellten Erwartungen, wie sie oder er sich geschlechtskonform zu verhalten habe. Sie/er müssten es nicht. Es gibt keinen König und keine Königin (im Sinne Foucaults), die Frauen und Männern befehlen würden, dass Frauen sich hilflos angesichts von technischen Geräten zeigten oder dass es für Männer eine Schwäche bedeuten müsste, wenn sie weinen. Wenn sie/er es tut, handelt sie/er im Rahmen einer normativen Geschlechtererwartung und bestätigt diese mit ihrer/seiner Handlung. Geschlechterverhältnisse werden permanent wieder inszeniert. Diese permanente Wiederinszenierung der Geschlechtererwartungen und -erfüllungen wird, wie schon erwähnt, *doing gender* genannt. Kollektive Vorstellungen werden von Frauen und Männern einverleibt, ohne in ihr Bewusstsein treten zu müssen. Es ist bekannt, dass KlientInnen PsychotherapeutInnen auch nach ihrem Geschlecht auswählen. Meine These ist, dass im Tele-Prozess ein jeweils nach Geschlecht unterschiedliches Rollenrepertoire aktualisiert und inszeniert wird. Dies gilt es sowohl bei der Arbeit auf der Begegnungsbühne als auch bei gemeinsamen Inszenierungen zu berücksichtigen.

Fallbeispiele für geschlechtssensibles psychodramatisches Arbeiten

Als gelungenes Beispiel für ein bewusstes Umgehen mit der Thematik möchte ich die Arbeit von Doris Nowak-Schuh vorstellen. Sie hat in ihrer Abschlussarbeit „Von Kriegern des Lichts und Königinnen der Nacht. Mann und Frau im Psychodrama“ Fallbeispiele unter Einbeziehung der Bedeutung des Geschlechtes in der Psychodrama-Psychotherapie beschrieben. Zwei davon greife ich für die folgenden Ausführungen auf (Nowak-Schuh 2006, S. 23-26 und S. 30-34).

Fallbeispiel Frau E.: Frau-Sein zwischen den Kulturen

Vor 2 Jahren kam Frau E. in die Praxis der Therapeutin. Damals 19 Jahre alt, Tochter einer bosnischen Migrantenfamilie, litt sie unter depressiven Episoden, die sie als „Dünnhäutigkeit“ beschrieb. Außerhalb dieser Episoden erlebte sie sich als aggressiv und streitsüchtig und hatte

den Wunsch, die Therapie möge ihr dabei helfen, ausgeglichener zu werden und mit ihren Eltern besser zurecht zu kommen. Frau E.s Eltern waren Arbeiter, hatten außer der Tochter noch einen 4 Jahre jüngeren Sohn und führten eine unglückliche und konfliktreiche Ehe. Als sie in einer der ersten Stunden das soziale Atom legte, stellte sich schnell heraus, dass die Klientin übermäßig in den elterlichen Konflikt involviert war. Durch den teilweise kulturell bedingten, starken Zusammenhalt der Frauen in der Familie war Frau E. sehr mit ihrer Mutter identifiziert. Diese litt unter Depressionen, während der Vater als aggressiv und gefühllos erlebt wurde. In Konfliktsituationen ergriff Frau E. immer die Partei der Mutter und wandte sich offen aggressiv gegen den Vater. Zusätzlich löste ein Satz der Mutter besonders heftige Gefühle in der Klientin aus: „Wärest du nicht geboren worden, hätte ich deinen Vater verlassen“. Die implizite Botschaft „Du bist schuld an meinem Leiden“ führte bei Frau E. zu vergeblichen Versuchen, es wieder gut zu machen. Gelangen diese nicht, stürzte sie in regelmäßige Krisen mit Suizidgedanken. Hinzu kam, dass es Frau E.s Traum war, Anwältin zu werden. Sie hatte zwar Jus inskribiert, besuchte die Vorlesungen, schaffte es aber nicht, zu einer einzigen Prüfung anzutreten. Das ständige Vorhaben, nun endlich eine Prüfung zu absolvieren und es dann doch nicht zu tun, löste in ihr eine Reihe von Versagensgefühlen aus. Zusätzlich kam es zu weiteren Konflikten mit ihrem Vater, da dieser das Studium finanzierte. Vorausgesetzt sie folgte ihrem Berufswunsch, wäre Frau E. die erste Akademikerin in ihrer Familie. Hier war sie, zumindest ihrem Erleben nach, mit einer deutlichen Doppelbotschaft ihrer Eltern konfrontiert: „Sei erfolgreich (werde Akademikerin)! – Wenn du erfolgreich bist, gehörst du nicht mehr zu uns (verlässt du deine Mutter).“ Im therapeutischen Prozess bearbeitete die Klientin mit Unterstützung der Therapeutin ihre Rolle in der Herkunftsfamilie und die Wandlung vom abhängigen Kind zur jungen – nur noch teilweise abhängigen – Erwachsenen. Aber auch die Entwicklung ihrer anderen sozialen Rollen war wesentlicher Bestandteil des therapeutischen Arbeitens. Frau E. hatte kein Bild vom Frau-Sein, in dem sich Weichheit, Weiblichkeit und Aggressivität verbinden ließen. Dieses Entweder-Oder, Vater oder Mutter, aggressiv oder depressiv, stellte sie ständig vor Entscheidungen, die sie nicht zu treffen vermochte. Vor allem in ihren Männerbeziehungen zeigte sich diese Ambivalenz: Als hübsche Frau war sie begehrt, hatte ebenfalls Sehnsüchte nach Nähe und Zärtlichkeit, aber sie konnte sich in diesen Rollen nie zeigen. Zusätzlich bewirkten die kulturellen Normen in ihr den Anspruch, vor der Ehe dürfe sie keine Lust empfinden. So präsentierte sie sich gegenüber Männern oft als Kumpel und war verletzt, wenn sie diese nicht als Frau behandelten. Diese Störungen auf der soziodramatischen Rollenebene wurden vor allem mit dem Rollenspiel, Spiegeln und Rollenwechsel bearbeitet. Durch das Ausprobieren verschiedener Handlungsalternativen und der Perspektivenübernahme im Rollenwechsel konnte Frau E. ihre Rollenflexibilität erweitern. Ziel ihrer Therapie war also die Integration und ein gelingendes

Zusammenspiel all dieser Rollen in ihrem kulturellen Atom. Frau E. war in ihrem Freundeskreis ebenfalls nur von bosnischen, serbischen oder albanischen Mädchen bzw. Frauen umgeben. Der Umstand, dass die Therapeutin als potentielle Identitätsfigur Österreicherin ist, war deshalb von besonderer Bedeutung. Für die Therapie war es wichtig, die eigenen Frauenrollen deutlicher zu zeigen und der Klientin durch gezieltes Sharing eine Identifikationsmöglichkeit zu bieten. Die auf der therapeutischen Begegnungsbühne interagierenden Rollen lassen sich im kulturellen Atom wie folgt beschreiben:

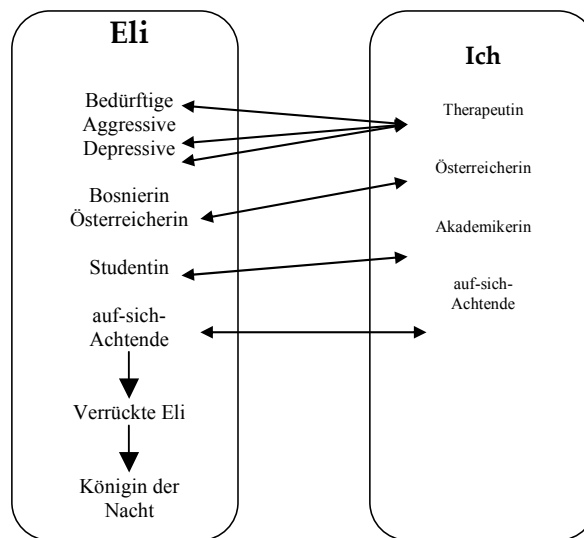


Abbildung 1: Frauenrollen im kulturellen Atom

Die Therapeutin war Frau E.s Gegenüber, das ihr ermöglichte, ihre bedürftigen, aggressiven und depressiven Rollen zu leben. Da sie sonst in diesen Rollen kaum auf Verständnis stieß, war es die Aufgabe der Therapeutin, sie anzunehmen und auszuhalten. Sie stellte sich mit ihrem kulturellen Atom Frau E. aber auch als Modell zur Verfügung: Durch die bewusste Beleuchtung ihrer Frauenrollen wie z.B. die der Österreicherin oder der Akademikerin bot sie Frau E. die Möglichkeit, sich an ihr zu orientieren und selbst zu entscheiden, 1. ob die Akademikerin für sie eine erstrebenswerte Rolle sein könnte, 2. wie sie sich als in Österreich lebende und studierende Bosnierin sah und 3. wie sie die Rolle der Studentin leben könnte, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Die Rolle der „auf-sich-Achtenden“ half Frau E. dabei, diese ebenfalls schrittweise für sich zu entwickeln. Eines Montags kam Frau E. in die Stunde und sagte: „Ich hatte endlich wieder einmal ein tolles Wochenende. Ich bin nach Mitternacht noch mit meiner Freundin umhergefahren, dann gingen wir in die Disco. Ich habe viel geflirtet, aber ich habe mit den Jungs nichts angefangen, das ging mir zu weit. Ich fühle mich wie die Königin der Nacht!“ Sie erlaubte sich, nicht nur angepasst und pflichtbewusst gegenüber den für sie einengenden elterlichen

Normen zu sein, sondern im Sinne des auf-sich-Achtens auch einmal „verrückte“ Dinge zu tun, die einer 20-Jährigen das Gefühl geben, Königin der Nacht zu sein. In den folgenden Stunden griff sie noch mehrmals auf die Ressourcen dieser Rolle zurück. Vor allem die mit einer Königin verbundene Fähigkeit zur Selbstregie war für Frau E. reizvoll.

Auf einigen Bühnen hat Frau E. in den vergangenen zwei Jahren bereits eine Rollenentwicklung und –erweiterung vollzogen. Nur die Ambivalenz bezüglich ihres Studiums besteht weiter. Durch den Umstand, dass sie nach wie vor bei ihren Eltern lebt, ist es ihr nicht möglich, sich ausreichend vom elterlichen Konflikt abzugrenzen. Frau E. hat daher entschieden, als ersten Schritt von ihren Eltern finanziell unabhängiger zu werden. Dadurch und durch das Beziehen einer eigenen Wohnung wird es ihr vielleicht möglich sein, ihrem Wunsch Anwältin zu werden tatsächlich zu folgen.

Frau Nowak-Schuh beschreibt in diesem Fallbeispiel sehr klar, dass im Würgegriff der widersprüchlichen Erwartungen von Geschlechtsrollen an Frau E. keine Entwicklung passieren konnte. Durch die Wahrnehmung der geschlechtsspezifischen Färbung der Rollen „Akademikerin“, „in Österreich lebende Bosnierin“, „Studentin“, „die Aggressive“ und die „Depressive“ bot Frau Nowak-Schuh Frau E. die Möglichkeit, ihre widersprüchliche Situation, ihre einander widersprechenden familiären Erwartungen, ihre engen Möglichkeiten als Frau auf der Bühne zu betrachten und Schritte in Richtung Selbstregie zu gehen. Diese Form von Selbstregie entsprach den Möglichkeiten, die sich zu diesem Zeitpunkt im Leben von Frau E. als reale Möglichkeit für eine Frau im kulturellen Kontext zwischen bosnischen und österreichischen Traditionen und Werten auftraten.

Fallbeispiel Herr T.: Von der Rollenkonserve des Kriegers zu den inneren Ressourcen

Frau Nowak-Schuh leitete eine therapeutische Psychodramagruppe im Verein Dialog, einer ambulanten Einrichtung der Suchtkrankenhilfe in Wien. Die TeilnehmerInnen dieser halb-offenen Therapiegruppe waren allesamt einigermaßen stabile (Ex-)KonsumentInnen illegaler Drogen. Die meisten von ihnen befanden sich bereits mehrere Jahre in Substitutionstherapie und wiesen kaum einen Beikonsum auf. Einer der TeilnehmerInnen war Herr T. Er war 40 Jahre alt und hatte eine lange polytoxikomane Suchtkarriere hinter sich. Zum beschriebenen Zeitpunkt war er bereits einige Zeit relativ hoch dosiert, aber erfolgreich substituiert. Rückfälle gab es nur gelegentlich und zeitlich sehr begrenzt. Herr T. lebte seit vielen Jahren in einer Wohngemeinschaft und arbeitete als Tagelöhner im Wiener Stadtgartenamt. Seit Beginn der Therapiegruppe erzählte er, dass er sich nichts sehnlicher wünsche, als endlich eine eigene Gemeindewohnung zu erhalten und in eine feste Anstellung bei den Gärtnereien übernommen

zu werden. Eines Tages ging es ihm sehr schlecht. In der Anwärmrunde hatte Frau Nowak-Schuh die TeilnehmerInnen aufgefordert, aus Pfeifenputzern ein Intermediärobjekt zu formen, das ihrer momentanen Befindlichkeit entspreche. Herr T. beschrieb sein Intermediärobjekt (s. Abb. 2) so, dass er nun an einem Wendepunkt seines Lebens stünde, jetzt liege alles an ihm:

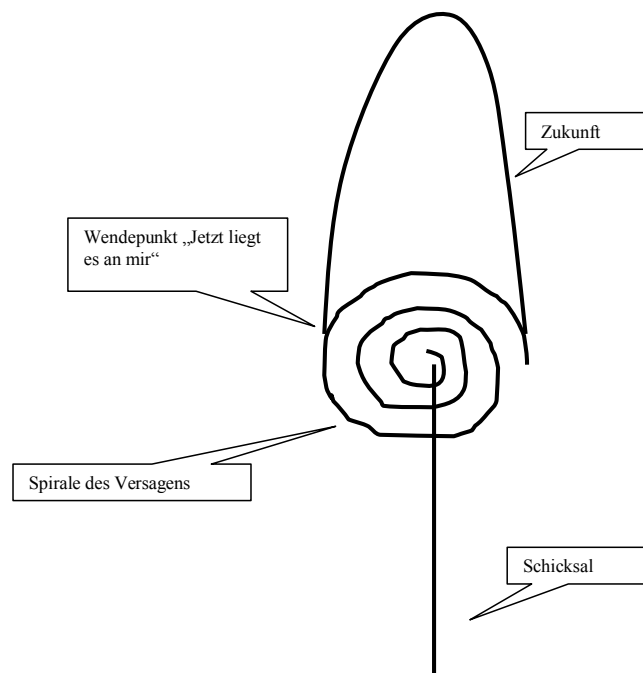


Abbildung 2: Arbeit mit Intraintermediärobjekten

Dann sagte er: „Ich brauch euch heute.“ Die für das Störungsbild der Sucht recht ungewöhnliche Artikulation von Bedürfnissen regte sofort das Interesse der Therapeutin und machte sie auf die Dringlichkeit seines Problems aufmerksam: Beide Wünsche waren zeitgleich, sozusagen von heute auf morgen, in Erfüllung gegangen. Wohnung und Anstellung waren ihm sicher, was Herrn T. in eine plötzliche und massive Krise stürzte: Seit 10 Tagen trank er täglich und konsumierte Heroin. Er beschrieb sich als verzweifelt und überfordert, er hatte massive Angst zu versagen und wusste gleichzeitig, dass er mit seinem Rückfall genau dieses Versagen wieder provozierte. Herr T. war sich also seines selbstdestruktiven Verhaltens bereits bewusst, ihm fehlte es aber an ausreichender Selbstregie, dieses zu ändern. Die Therapeutin arbeitete mit Herrn T. heraus, dass die Angst im Moment das dominierende Gefühl war und dass er gegenüber seiner Tochter über zwei gute Strategien verfügte, um ihr die Angst zu nehmen, wenn sie sich fürchtete: Zuspruch und Trost. Wie konnte er also sich selbst Zuspruch und Trost geben? Im Laufe seiner Schilderungen in der Anwärmpfase erzählte er von einer Figur, dem

Krieger des Lichts. Über ihn las er ein paar Zeilen vor dem zu Bett gehen, das half ihm manchmal beim Einschlafen. Die Therapeutin lud Herrn T. ein, mit ihr auf die Bühne zu gehen und dem Krieger des Lichts Gestalt zu verleihen: Da die beiden anderen männlichen Teilnehmer bei dieser Sitzung nicht anwesend waren, wählte Herr T. alle 3 weiblichen Teilnehmerinnen als Krieger aus. Er kleidete sie kurz ein und gab ihnen auf Anweisung hin je einen typischen Satz: „Gehe deinen Weg“, „Wende dich der wirklichen Frage zu“, beim dritten Krieger stockte er. Er begann zu zittern, die Angst war nun stark spürbar. Durch die Techniken des Doppelns und des inneren Monologs wurde ein Satz für den dritten Krieger gefunden: „Ich traue dir das zu“. Die 3 Krieger berührten Herrn T. nun und wiederholten ständig nacheinander ihre Sätze. Herr T. durfte selbst bestimmen, wie lange das Spiel dauern sollte. Nach der Spielphase wirkte Herr T. wie ausgewechselt. Er war ruhig und deutlich entspannter. Im Rollenfeedback wurde schnell klar, dass der Satz des dritten Kriegers der wichtigste war, denn als Kind hatte Herr T. ihn nie gehört. Um die Integration der drei Krieger in die innere Bühne zu verfestigen, fragte die Therapeutin Herrn T., wie es gewährleistet werden könnte, dass er die drei Krieger nun in sich weiter trage. Da nahm er sein IIO aus Pfeifenputzern (s. Abb. 2) zur Hand und sagte: „Plötzlich fällt mir auf, das sieht ja aus wie ein Speer! Das ist genau das, was ein Krieger des Lichts braucht.“ Die Rollen im kulturellen Atom, in denen Herr T. und Frau Nowak-Schuh in dieser Sitzung interagierten, lassen sich wie folgt beschreiben:

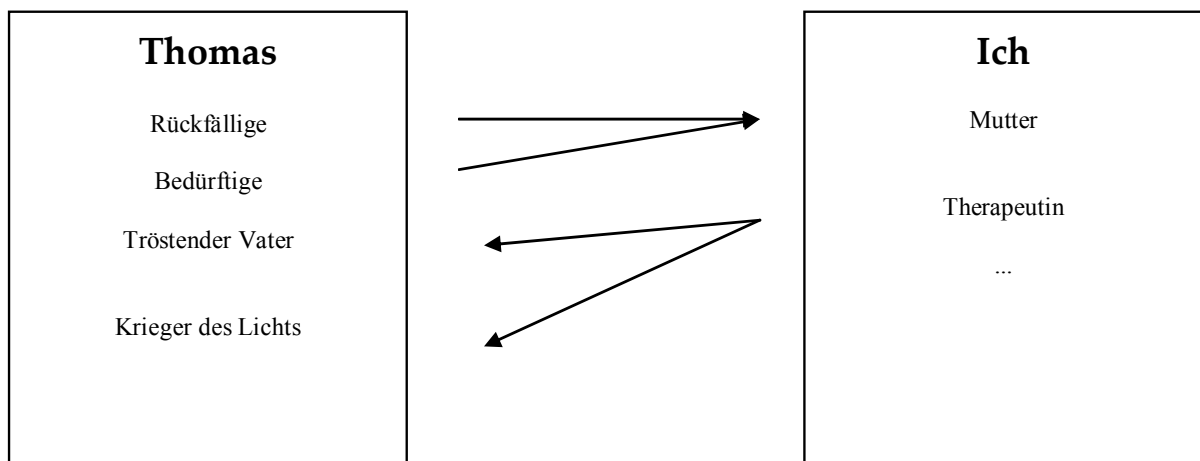


Abbildung 3: Männerrollen im kulturellen Atom

Als Herr T. der Therapeutin von seinen Rückfällen erzählte und der Gruppe seine Bedürftigkeit zeigte, kam bei ihr zuerst die Mutterrolle zu klingen. Das wies sie darauf hin, dass – wie beim Krankheitsbild Sucht typisch – die Störung auf der psychosomatischen Rollenebene, also im 1. Universum lag. In der Rolle der Therapeutin suchten sie gemeinsam nach Rollen auf der soziodramatischen Ebene, die eine Ressource sein könnten und fanden den tröstenden Vater. Das wiederum führte sie in den Bereich der surplus-Realität auf der psychodramatischen Rollenebene, zum Krieger des Lichts.

In der nächsten Sitzung erzählte Herr T., wie es ihm in den letzten beiden Wochen ergangen war. Das Protagonistenspiel hatte ihm offensichtlich geholfen, seine Selbstregie zumindest teilweise zu aktivieren. „Jeden Abend vor dem Zubettgehen nahm ich meinen Speer und sagte mir vor: „Ich bin ein Krieger des Lichts.“ Herr T. hätte eine Woche nach der letzten Sitzung seinen Dienst beginnen sollen, war jedoch zu dem damaligen Zeitpunkt schwer rückfällig gewesen. Da es sich zeitlich in dieser einen Woche nicht hatte ausgehen können, sich vom Alkohol und Heroin wieder zu entziehen, hatte er durch einen geschickten Schachzug erreicht, seinen Dienst erst vier Tage später antreten zu müssen. In dieser Zeit hatte er es tatsächlich geschafft, sich wieder zu entziehen. So konnte er stolz berichten, dass er seine Arbeit in vollkommen nüchternem Zustand begonnen hatte. Sein Vorgesetzter wäre sogar so begeistert von ihm, dass er ihm eine Fortbildungsmöglichkeit mit Gärtnerprüfung zugesagt habe. Als Herr T. der Gruppe davon berichtete, waren die beiden anderen Männer, die die letzte Sitzung versäumt hatten, an einem Aspekt an Herrn T.s Geschichte besonders interessiert: Wie weit darf ein Mann Schwächen zulassen? Und inwiefern verträgt sich das mit dem „Krieger-Sein“? Herr T. gestand, dass er beim Protagonistenspiel die Tränen sehr zurück gehalten hatte, und fand das im Nachhinein reichlich unnötig. Er ging sogar weiter und ermutigte die anderen Männer, die Tränen auch mal fließen zu lassen, denn nur so fände man zu seiner eigenen Stärke. Das Thema, um das es sich in dieser Sitzung drehte, war also die Abwehr bzw. das Zulassen angstbesetzter Rollen. Die Ressource des „Kriegers“ hatte für die Männer den Weg zu diesem Thema geebnet.

Im Sinne Morenos war Herr T. „auxiliärer Therapeut“ der Anderen. Die Rolle des Weinenden können PsychotherapeutInnen als in einer Szene stimmige Handlung wahrnehmen. Hier wird meist nicht weiter nachgedacht. Durch das Wissen allerdings, dass in unserer Kultur „Weinen“ für den Mann Schwäche und eine rigide geschlechtsspezifische Rollenkonserve versinnbildlicht, wird erst die Bedeutung der Erzählung von Herrn T. an die anderen männlichen Teilnehmer sichtbar. Wenn dies für eine Psychotherapeutin keine Relevanz hätte, könnte ein Mann auch keine geschlechtsspezifische Rollenerweiterung erfahren. Die geschlechtsspezifische Rollen-Enge würde auch in der Therapiesituation fortgesetzt, weil sie nicht bearbeitet wird.

ProtagonistInnen und Hilfs-Ichs übernehmen in einer Szene nicht nur soziale Rollen wie Mutter, Vater, Tante, Onkel usw., sondern mit diesen Rollen werden auch geschlechtliche Rollen übernommen und geschlechtsspezifische Rollenanteile auf die Bühne gebracht. Mit der Technik des kulturellen Atoms wurden die geschlechtsspezifischen Rollenanteile von Frau E. und Herrn T. bearbeitbar und erweiterbar.

In beiden Beispielen aus der Praxis von Frau Nowak-Schuh wird deutlich, wie sich Frau E. und Herr T. zuerst den Geschlechtsrollenerwartungen entsprechend inszenieren und dadurch in deren Würgegriff kommen. Der erste Schritt ist die Wahrnehmung und Bewusstmachung dieses doing gender. Durch die gemeinsame weitere Arbeit sowohl auf der Begegnungsbühne als auch auf der Spielbühne können KlientInnen darin unterstützt werden, ihr geschlechtsspezifisches Rollenrepertoire zu verändern. Sie erweitern damit nicht nur soziokulturelle Rollen, sondern auch ihre geschlechtsspezifischen Selbstinszenierungen, sodass sie zu einem Mehr an Selbstregie fähig werden.

Resümee und Ausblick

Ich habe versucht der Frage nachzugehen, wie das System der Zweigeschlechtlichkeit mit Theorie und Praxis im Psychodrama verbindbar ist. Ich habe nachgezeichnet, wie Frauen und Männer in unterschiedlichsten Kontexten divergierenden Rollenerwartungen gegenüber stehen. Durch die Diskussionen über Geschlechtlichkeit, die von der Frauenbewegung ausgelöst wurde, entstanden große Verunsicherungen in der Vorstellung, wie eine Frau/ein Mann sich als role giver und role receiver in verschiedensten Situationen mit wechselnden InteraktionspartnerInnen weiterhin als ein und dieselbe „Frau“ bzw. als ein und derselbe „Mann“ darstellen und empfinden kann. Wenn Geschlecht etwas ist, was wir alltäglich „tun“, dann werden in psychodramatischen Szenen sowohl die normierten geschlechtsspezifischen Erwartungen an „Frauen“ und „Männer“ sichtbar wie auch diejenigen geschlechtsspezifischen Rollenanteile, die aus der geschlechtsspezifischen Enge herausführen. Geschlechtsidentität ist damit ein sehr konfliktreiches Feld.

Geschlechtssensibles psychodramatisches Arbeiten ist keine Frage einer Methode, sondern eine Haltung: Wenn PsychotherapeutInnen der Genderthematik bewusst und offen gegenüberstehen, können sie rigide geschlechtsspezifische Rollenkonserven leichter wahrnehmen und KlientInnen in der heutigen Zeit voll Verunsicherungen bezüglich der Frage hilfreich zu Seite stehen: Welche Frau bzw. welcher Mann will ich denn sein?

Viele Fragen sind noch offen: Wie unterschiedlich verlaufen Rollenentwicklungen

bei Frauen und Männern? Welche Schritte können Frauen aus geschlechtsspezifischer Rollen-Enge gehen, welche Schritte können Männern gehen? Was ist für PsychodramatikerInnen an Wissen über Geschlechterverhältnisse notwendig, um hier therapeutisch förderlich und heilsam zu arbeiten? Ich lade alle LeserInnen dazu ein, über die vielen Fragen weiter zu denken und zu diskutieren.

Anmerkung

1 Nach den ersten Auftritten der deutschen Kanzlerin Angela Merkel kommentierte die Presse genau, wie die anderen männlichen Staatsoberhäupter sie bei offiziellen Empfängen begrüsst hatten. Dabei gab es einige Schnappschüsse, die die Unsicherheit und Ungeübtheit der männlichen Kanzler und Präsidenten ihr gegenüber einfielen.

Literatur

Benhabib, S. (1995): Selbst im Kontext. Gender Studies, Frankfurt am Main

Bilden, H. (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K., Ulrich, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 279-303

Goffman, E. (2001): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main

Hagemann-White, C. (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: Hagemann-White, C., Rerrich, M. (Hrsg.): FrauenMännerBilder, Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, Bielefeld, S. 224-235

Hagemann-White, C. (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? In: Feministische Studien, Heft 2, Stuttgart, S. 68-78

Leutz, M. (1986): Psychodrama – Theorie und Praxis. Das klassische Psychodrama nach J. L. Moreno. Berlin, Heidelberg

Nowak-Schuh, D. (2006): Von Kriegern des Lichts und Königinnen der Nacht. Mann und Frau im Psychodrama. Abschlussarbeit für die Ausbildung zur Psychodrama-Psychotherapeutin. Wien

Schacht, M. (2003): Spontaneität und Begegnung. Zur Persönlichkeitsentwicklung aus der Sicht des Psychodramas. München

Stöber, A. (2006): Die Genderperspektive in der psychodramatischen Supervision, Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie, 1, S. 89-103